

Thema: Institutionentheoretisches Argument: Übergang von Interaktion zu Institution

Einführung in die Materie

Begriff der Interaktion:

„Interaktion bezeichnet den Sachverhalt, dass sich Individuen oder Gruppen durch ihr aufeinander bezogenes Handeln gegenseitig beeinflussen. Interaktion liegt dann vor, wenn ein Handelnder sich gezielt an den Erwartungen des anderen orientiert, dessen situative Beurteilung antizipiert und diese wechselseitig erfolgt.“ (G. Reinhold) [genaue Quellenangabe!]

Es ist also wichtig, dass Interaktion immer [mindestens!] zwischen zwei Individuen - Ego und Alter - stattfindet. Hierbei sprechen wir von einer dyadischen Beziehung zwischen Ego und Alter. Kooperieren Ego und Alter, so können wir folgern: Interaktion stellt grundsätzlich eine Basis für Institutionen dar [inwiefern?].

Kommt nun eine dritte Person (Alter Ego) zu unserer Interaktion hinzu, übernimmt er eine neue Funktion innerhalb der Interaktion und verändert ihre ursprüngliche Struktur. So wird aus der Dyade eine Triade. Eine vierte oder fünfte Person ist nicht relevant für das Interaktionsmodell [bzw. für die Institutionentheorie].

Alter Ego kann nun in seiner Rolle verschiedene Positionen innerhalb der Triade annehmen; man spricht hierbei von der Pluralität der Positionen [also einer Typisierung der Akteure]. Alter Ego kann einerseits als ein Mittelsmann fungieren auch Übersetzer oder/ und Nachrichtenüberbringer, andererseits ein Richter zwischen Ego und Alter sein. Er hat außerdem die Möglichkeit, eine Koalition einzugehen. Hierfür ist er das wichtige Glied, denn um eine Koalition zu bilden, bedarf es einer dritten Person.

Begriff der Institution:

In der Alltagssprache ist der Begriff der Institution breit gefächert. Zum Einen ist sie gleich einer formalen Organisation. Zum Beispiel sei der Landtag eine politische Institution. Jedoch kann man nicht verallgemeinernd behaupten, alle Organisationen seien Institutionen. Weiterhin kann man Institutionen als soziale Einrichtung verstehen, zum Beispiel die Familie oder die Ehe. Institutionen sind aber auch Normen, die bei Abweichung des erwarteten Verhaltens sanktioniert werden. Der Begriff der Institution ist in der Soziologie nicht einheitlich gebraucht, ganz im Gegenteil; es gibt

unterschiedliche theoretische Sichtweisen. Institutionen sind z.B. „Ideen über die Welt“ (Eder [Quelleangabe?]). Esser bezeichnet sie als „Regeln mit erwartetem Geltungsanspruch“.

Weitere Beispiele für Institutionen:

Gesetz und damit in Verbindung stehend das Gericht [also „das Recht“], der Staat und die Kirche

Peter L. Berger und Thomas Luckmann

Die Autoren - beide Schüler Alfred Schütz – führen seinen „lebensweltlichen Zugang“ als Wissenssoziologie fort. Unter anderem in Ihrem Werk „*Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*“. Berger und Luckmann [versuchen], eine sinnhafte Verbindung zwischen Max Webers „verstehender“ Soziologie, E. Durkheims „positivistischer“ Soziologie, Gehlens Institutionstheorie, sowie der Sozialpsychologie, deren Ansätze sie in G. H. Meads Theorien fanden, zu konstruieren. (Berger/Schütz 1969, S. xxx?) „Berger und Luckmann untersuchen das dialektische Verhältnis von Gesellschaft und Individuum in verschiedenen Gesellschaftstypen“. (Berger/ Luckmann 1969, S. xxx?)

„Gesellschaft als objektive Wirklichkeit“ : [Habitualisierung und] Institutionalisierung

Handlung [tendiert] zu Gewöhnung. Wenn Handlungen häufig wiederholt werden, wird ein Handlungsmuster/-modell herausgebildet, welches für die handelnde Person [prinzipiell] unendlich oft wieder abrufbar ist. Das bedeutet, die Handlung läuft dann erneut, aber unter Einsparung von Energie ab. Hierbei wird von „Habitualisierung“ gesprochen. Wiederholte Tätigkeiten werden als Routinen im allgemeinen „Wissensvorrat“ gespeichert. Das hat den Vorteil, dass bei wiederkehrender Situation nicht von neuem lang überlegt oder probiert werden muss - also das Treffen von Entscheidungen minimiert wird, wie beispielsweise eine Banane geschält wird. Anstelle dessen wird nur das Muster abgerufen und Energie und Zeit gespart: „Das befreit den Einzelnen von der ‚*Bürde der Entscheidung*‘.“ (Berger/Luckmann 1969, S. xxx) Habitualisierung heißt also auch: Menschen werden bevorzugt die Handlungsalternative aus ihrem Wissensvorrat wählen, die sich als die effizienteste herausgestellt hat. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von Spezialisierung der Handlung. Habitualisierung bewirkt zugleich Fortschritt, wenn wir bedenken, dass die eingesparte Kraft einerseits wieder frei werden kann, wenn es darum geht, neue Entscheidungen in bisher unbekanntem Situationen zu treffen.

„Habitualisierungsprozesse gehen Institutionalisierungsprozessen voraus.“(Berger/Luckmann 1969, S. xxx)

Wie entstehen Institutionen?

Bei der Entstehung von Institutionen spricht man von „Institutionalisierung“. Dazu kommt es, wenn „habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden“, *solche Typisierungen sind dann Institutionen.* (Berger/Luckmann: 1969, S. xxx)

Der Typisierungsbegriff wurde durch Alfred Schütz geprägt:

Typen sind mehr oder weniger individuelle Interpretationsschablonen. Darin sind die Elemente des Wissensvorrats in Beziehung gesetzt. Es können Probleme auftreten, wenn die eigene Typik nicht ausreicht, um die Situation zu interpretieren. In einer Institution sind demnach alle Typisierungen für jedes Mitglied zugänglich; so genanntes Allgemeingut. Das heißt; Handlungen des Typus X können von allen Akteuren gleichen Typus ausgeführt werden.

Beispielsweise könnte die Institution Kirche als sittliche Forderung aufstellen, dass jeder gute Christ sich sonntags zum Gottesdienst in der Kirche einfindet, wobei aber nur der Pfarrer eine Predigt halten darf.

Kennzeichnend für eine Institution ist weiterhin Historizität – reziprok typisierte Handlungen entstehen über einen gewissen Zeitraum – und Kontrolle, wobei bereits die Existenz einer Institution ausreicht. Sanktionsmechanismen sind eher sekundär.

Der „Institutionalisierungsprozeß wechselseitiger Typisierung [besser: die dem Institutionalisierungsprozess vorhergehende wechselseitige Typisierung] (könnte) auch dann stattfinden (...), wenn nur zwei Menschen wiederholt zusammen dasselbe tun.“ (Berger/Luckmann: 1969, S. xx) Das bedeutet, dass zwei Personen unabhängiger Gesellschaften und Kulturen in Interaktion treten können und es nur eine Frage der Zeit ist, bis beide Typisierungen füreinander entwickeln. Es bilden sich also Verhaltensmuster heraus. In der Dyade haben beide Personen von nun an bestimmte Rollen, deren Handlungen für die jeweils andere Person vorhersehbar sind. Wir können sagen: „*Sie sind ein eingespieltes Team*“. Wenn eine Person die Rolle der anderen zum Vorbild der eigenen Rolle macht, ist es möglich, sich in die jeweils andere Rolle hineinzuversetzen.

Als Beispiel: Person A hat die Angewohnheit stets ruhig und gelassen zu sprechen, was auf Person B sehr großen Einfluss hat, dies auch zu tun, weil ihm das imponiert und beruhigend auf ihn wirkt. Da Person A und Person B sich gegenseitig und ihrer Handlungen nicht länger fremd sind, erscheinen die jeweiligen Akte als trivial und eine Art Alltag spielt sich ein. Sie bauen einen Horizont auf, in dem sie individuelle und gemeinsame wechselseitige Handlungen vereinen. Dadurch wird Arbeitsteilung möglich sowie Neuerungen, welche wiederum neue Habitualisierungen zur Folge haben und somit ihren Horizont erneut erweitern.

Sobald nun Dritte hinzukommen, die an der [Typisierung] nicht teilhatten, wird sich die Interaktion zwischen A und B ändern. Von nun an wird die geschaffene, institutionale Welt an Dritte weitergegeben, die diese als ‚Wirklichkeit‘ ansehen. Die Institutionalisierung vollendet sich. In dem

Moment, als die Dyade zur Triade wird, verfestigt sich der Objektivitätszustand der Interaktion. „Institutionen erlangen eine eigene Wirklichkeit“, [also einen objektiven Charakter]:

Zum besseren Verständnis nehmen wir an, dass die dritte Person ein Kind ist und die Institution die Mutter. Für das Kind ist die Mutter als Institution nicht fragwürdig. Die Wirklichkeit, die Person A und B geschaffen haben, ist für das Kind objektiv. Die Institution „Mutter“ wird im Kind sozialisiert. Da Person A und B diese Welt selbst konstruiert haben, sind sie noch in der Lage, sie zu verändern oder zu zerstören. Sie verstehen noch, was sie geschaffen haben, solange, bis sie diese Welt an eine nächste Generation weitergeben. Dann erst wird die selbst geschaffene Welt [unverfügbar, zwingend, „objektiv“]. Denn dann verfestigt sich [das Handlungsmuster oder die Typisierung] einerseits für die Kinder, andererseits auch für die Eltern selbst [indem sie sich scheinbar von ihren Intentionen ablöst und ein Eigenleben, eine eigene Logik gewinnt]. Plötzlich sehen sie nicht mehr nur, dass sich eine Situation wiederholt, sondern erkennen auch, dass eine bestimmte Methode sich bewährt hat, und setzen sie nun durch. „Die Welt [...] wird ernst“ und tritt nun als objektive Welt hervor. Dieses Phänomen nennt man [in Bezug auf die neue Generation] Internalisierung (Einverleibung) ([nicht nur] von Werten) im Bewusstsein.

Am Beispiel der Sprache verdeutlichen Berger und Luckmann dieses Phänomen. Einem Kind erscheint die Sprache als ein „natürliches“ Ding, es kann nicht wissen oder erkennen, „dass es sich um eine Übereinkunft handelt.“ „Und so scheint die geschaffene Welt im Laufe der Zeit mehr und mehr natürlich gegeben.“ „Der Mensch – freilich nicht isoliert, sondern inmitten seiner Kollektivgebilde – und seine gesellschaftliche Welt stehen miteinander in Wechselwirkung. Das Produkt wirkt zurück auf seinen Produzenten.“ „Ein wesentliches Merkmal der sozialen Welt ist: Die Gesellschaft ist ein menschliches Produkt, Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt.“ (Berger/ Luckmann 1969, S. xxx)

Wie eingangs bereits einmal erwähnt, wird im Alltag **Institution** oft mit **Organisation** gleichgesetzt.

Um dies zu vermeiden, hier ein **Vergleich**:

Organisationen sind immer zielorientiertes, soziales soziales Gebilde mit angebbaren Mitgliederkreis. Mitglieder entwickeln für die Organisation ein bestimmtes Bewusstsein, d.h., die Mitglieder sind sich ihrer Stellung in der Organisation bewusst. Dadurch ist erkennbar, dass sich ein typisches Machtgefälle bildet. Organisationen erfüllen immer einen bestimmten Zweck. Sie sind durch und durch geplant. Die Mitgliedschaft in Organisationen ist grundsätzlich freiwillig, Mitglieder können beliebig ausgetauscht werden, während die Organisation unabhängig davon bestehen bleibt. Die Teilnehmer der Organisation kennen sich nicht zwangsläufig, eine gewisse Anonymität [kann vorherrschen]. Eigenschaften von Organisationen sind eine hohe Rationalität, Funktionalität, Instrumentalität und Differenzierung bis hin zur Arbeitsteilung.

Institutionen hingegen haben keinen zielorientierten Zweck. Es gibt keinen Plan, wie Institutionen funktionieren [sollen]. Eher verfestigen sich Habitualisierungen. Die „Teilnehmer“ von Institutionen haben ebenfalls bestimmte Funktionen, die jedoch als eher weniger absichtsvoll verstanden werden - So auch die daraus resultierenden Absichten oder Zwecke. Sie sind sich ihrer Stellung in dem Sinne nicht bewusst. Institutionen sind [zuweilen] mit einer schwachen Sanktionsmacht ausgestattet [nach Berger/Luckmann]. Institutionen sind [soziale Konstruktionen], die durch Übereinkunft [besser: Geltungsglaube, Legitimität] aufrechterhalten werden, wie zum Beispiel die Sprache. Es gab von vorn herein keine Regeln, wie Sprache zu sein hat; sie hat sich „nur“ durch Übereinkünfte entwickelt und stabilisiert.

Literaturverzeichnis?